

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 51

Artikel: Lena

Autor: Siebel, Johanna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wohl aus deines Kindleins Augen
Spricht Verheißung höchster Liebe,
Liebe, die als Stern wird leuchten
Allem irren Weltgetriebe,
Doch das Reine, doch das Hohe
Wird als Vorwurf stets empfunden.
Mutter, dir und deinem Sohne
Warten bitt're Leidensstunden.

Wenn du fühlst des Sohnes Wirken,
Wird sich wohl dein Herz erheben;
Aber wenn sie ihn verhöhnen,
Wird da nicht dein Herz erbeben?
Wenn der Edle wird verraten,
Wenn der Edle wird gemordet,
Mutter, wirst du das ertragen?

Mutter, trag es! trag die Freude!
Trag die Fülle seiner Seele!
Denk es, daß er gläubig folget
Einem inneren Befehle!
Trag sein Leiden! Trag sein Sterben!
Trage seine Dornenkrone!
Tieffes Mitgefühl für alle
Wird dadurch auch dir zum Lohne.

Nur wer Schwerstes hat erduldet,
Nur wer Schwerstes hat gelitten,
Sich durch Leiden durchgerungen
Und ein volles Herz erstritten,
Wird zum Troste, wird zum Segen
Allen, die am Leben leiden
Und das Glück der lauten Straße
Scheu und neidlos gerne meiden;

Dir, o Mutter, wird's gegeben,
Die den größten Schmerz wird dulden,
Dass gewalt'ge Leidenscharen
Sel'gen Dank dir werden schulden.
In der Mutter größter Liebe,
In der Mutter größter Schmerzen
Werden unablässig pilgern
Lebenswunde Leidensherzen.

Sieh' die heimatlose Weise!
Siehe die verratnen Frauen!

Sieh' die Mütter, die mit Tränen
Ihren toten Liebling schauen!
Siehe die verlaßnen Witwen!
Sieh' die Armen, Sorgenvollen,
Die aus Not und die aus Jammer
Einem dunklen Schicksal grollen!

Sieh' die Männer die erschüttert
Stehn vor Gräbern, stehn vor Trümmern,
Deren Hoffen ward zuschanden,
Deren Kräfte still verkümmern,
Denen keine Liebe blühet,
Die verzweifelt und voll Grauen
Auf das Rasen und das Toben
Eines Mordgeschlechtes schauen.

Sieh' Gebrochne eigner Schwäche,
Die vor Qual und Grauen hängen
Vor dem Abgrund ihrer Seele,
Sühne hoffnungslos verlangen,
Die da tasten nach der Liebe,
Die sich beugt mit Helferarmen,
Die die Schuld nicht, nur das Leiden
Sieht mit linderndem Erbarmen!

Allen wird es einst wie Frieden
Sich in ihre Seele senken,
Wenn sie dein und deines Sohnes
Weg und Schicksal still bedenken.
Drum, o Mutter, trag das Leben!
Trage auch das tieffste Leiden!
Können doch auch Tod und Schmerzen
Nie von ew'ger Liebe scheiden.

(Der stille Engel entschwindet.)

Maria:

Ach! Wie wogt's in meinem Busen!
Ach! Wie schnürt es mir die Kehle!
O du rätselvolles Leben!
O du Ocean der Seele!
Was der Hohe mir verkündet,
Will ich still ins Herz mir weben.
Segen ströme auf dich nieder,
Holder Liebling, süßes Leben.

— Lena. —

Erzählung von Johanna Siebel.

Der Herbst schleicht mit grauen Nebeln und raschelnden Blättern durch Stadt und Land und preßt mit seinen schweren, eignen Schleiern das letzte bunte Leben schonungslos zu Boden. Das lichtlose Scheiden liegt über der Welt. —

In einem engbrüstigen, alten Hause Münchens sitzt eine Malerin. Sie hat die Staffelei dicht an das einzige Fenster gerückt und müht sich, einen kostlichen Strauß langstieler Nizzarosen, die ihre Blütenkelche in leiser Schwermut über den Rand einer hohen Glassvase neigen, auf der Leinwand festzuhalten.

Die emsige Arbeit hat das schmale Gesicht mit den scharfgezeichneten Brauen leicht gerötet. In den tiefblauen Augen liegt ein eigentlich wartender Ausdruck, der merk-

würdig gegensätzlich zu der herben, abwehrenden Verschlossenheit des jungen Mündes steht.

Lena Wiedert beschaut von Zeit zu Zeit mit kritischen Blicken ihr Werk, das von peinlichem Feife und seiner Auf-fassung zeugt und jetzt sauber und sorgfältig zarte Lichter auf die gelben Blumen.

Allmälig kommt in die ernsten Augen ein Glänzen. Liebenvoll betrachtet sie das erlöhnende Leuchten und Leben födig werden der Rosen und murmelt sehnlich: „Ich möchte so, daß ihr in eurer Schönheit erständet! Daß ihr für lange Zeiten währet!“

Ein zitternder Seufzer hebt die junge Brust: „Ihr seid es mir im Grunde schuldig!“ nicht sie den Rosen auf der

Leinwand mit einem fast drohenden Klang in der tiefen Stimme zu. —

Die Stunden rücken vor. Angstvoll schaut Lena auf das sinkende Licht. Angestrengter arbeitet die kräftige Hand, den letzten Schein noch zu nutzen, und das bläuliche Geäder schimmert energischer durch die weiße Haut.

Wieder raunt ihr Wünschen in abgebrochenen Säcken dahin: „Wenn ich das Bild gut verlaufen könnte! Wenn endlich die entsetzliche Not mich nicht mehr umkralle! Es wäre fein! Es wäre zu gebrauchen! Ach, wahrhaftig! Sehr gut wär's zu gebrauchen! — Dann bekämet du ein Winterkleidchen und ein Winternäntelchen, meine kleine Prinzessin, weißt du, solch ein dices, flauschigweiches, das umschmiegt dir so warm die Glieder, Liebling, du? Und ein Mützchen und seine Handschuhe und weiße Strümpfchen und Schühchen laufte ich dir auch! Das würde dir gefallen, nicht wahr, mein Kind?“

Lena Wicherts Finger haben Pinsel und Palette sinken lassen, das bange Warten der Augen wird von goldigem Schimmer überzogen und um den herben Mund irrt ein Lächeln; immer schwächer und hirreisender entführen ihre Hoffnungen sie der Gegenwart: „Wenn ich dann gut verdiene, wenn ich befreit und glücklich aufatmen kann, so hole ich dich im Leinwand zu mir, und irgendwo, weit von allem, was Menschennot heißt, da hege ich dich und herze ich dich, mein Holdes du, mein Kleines!“

Lena's Selbstgespräch wird unterbrochen durch ein Klopfen an der Tür.

Die Hauswirtin tritt ein und überreicht Lena einen Brief: „Fräulein, der ist eben angelkommen, da habe ich mir gedacht, ich bringe ihn gleich!“ Zutraulich stellt sich die rundliche Frau vor die Leinwand und schlägt bewundernd die Hände zusammen: „Aber dies wird schön! Man möchte die Nase dranhalten zum Riechen. Ich habe es ja immer gesagt, Fräulein sind sehr eine Geschichte. Aber Fräulein sind entschieden zu fleißig und verderben sich die Augen mit der ewigen Strichelei; ich, wenn ich Ihre Mutter wäre, ich duldet das nicht!“

Gutmütig blidt die Hauswirtin auf Lena Wichert; als diese nur müde und überlegen lächelt, entfernt sie sich.

Die Malerin legt die Palette hin und beschaut ungeschlüssig den Brief. Er trägt den Firmenstempel einer berühmten Münchener Kunsthändlung. Lena zaudert, ihn zu öffnen. Die nächste Minute kann sie jauchzen oder verzweifeln machen. Noch hat sich nur dünne, zarte Haut über den letzten Wunden enttäuschter Hoffnungen gebildet. Noch fühlt sie deren schmerhaft zitterndes Ziehen und fürchtet neuen Stoß; sie möchte die entscheidende Minute hinauschieben.

„Aber es könnte auch einmal zur Freude sein!“ flüstert sie ermutigend vor sich hin, dreht das Licht an und öffnet den Brief.

Während des Lesens überzieht ihr Gesicht eine tiefe Enttäuschung. Erbleichend lehnt sie sich weit zurück auf den



Correggio: Die Geburt Christi, genannt „Die Nacht“.

kleinen Stuhl und starrt mit großen, trostlosen Augen zur Zimmerdecke.

Der Geschäftsführer der Kunsthändlung ersucht Fräulein Lena Wichert höflich, die Bilder, die sie zum Verkauf ausgestellt, zurückzuziehen, da sich nach Ablauf der vereinbarten Frist keine Käufer für dieselben gezeigt.

Lena krampft die Hände ineinander. „Und ich hatte da so sicher auf einige feste Bestellungen gerechnet!“ stökt sie wild hervor; „ich sah es als solche Verheißung, als solch großes Glück an, daß meine Bilder dort angenommen würden. Was nun? Herrgott! Was nun?“

Verzweifelt preßt sie die geballten Fäuste an die Stirne; in irrem Fragen schaut sie umher: „Was nutzt es, daß ich mich zermühe von früh bis spät; was nutzt es, zu malen bis zur Erschöpfung, bis zum völligen Nicht-mehr-können, wenn niemand mir die Sachen abkaufen will!“

Ein haßvoller Blick streift die bleichen Rosen auf der Staffelei. Sie schüttelt die Hand nach ihnen. „Auch ihr! Auch ihr! O, verflucht sei diese Begrenzung meines Königns! Verflucht sei diese armselige, höllengeborene Halsbheit,



Ludwig Richter: In der Christnacht. Radierung.

die mich so elend und unfähig macht, die mich hungernd, verschmachtend vor den Toren stehen lässt, die mir Einlaß geben sollten. Ich muß doch Geld haben! Dir soll nichts mangeln! Es kommt der Erste, der Zahltag! — Ja, wenn sich aus Herzblut Geld prägen ließe! Dann, Kindchen, dann!"

Wie ein geheiztes Wild läuft Lena in dem Raum auf und ab; ihre Arme recken sich in die Höhe: „Was soll ich nur tun? Du lieber, guter Herrgott, was soll ich nur tun? Sie sagen, du siehst die Barmherzigkeit!"

Erschöpft sinkt sie in die Knie und neigt den Kopf auf den harten Holzrand des Stuhles; sie achtet es nicht, daß ihr die scharfe Kante eine rote Furche in die weiße Stirne gräbt. Von Zeit zu Zeit nur zuckt ihr Körper in stummer Not. Endlich richtet sie das Haupt mit dem Flammenzeichen auf der Stirne in die Höhe und stützt es in die Hand. In todestraurigem Sinnen haften die Augen in dem Brennpunkt des kleinen Lichtes: „Und wenn ich es doch täte? Aus Herzblut Geld prägen? Mein Kind, mein Mädchen du!"

Zerrrend greift Lena in ihr schweres Haar; in wilder Verstörung schrillt ihre Stimme: „O, wie versucht ihr mich, ihr unsichtbaren Mächte! Von wannen kommt ihr, dieses

Lezte, Entsetzliche zu begehrn? Das kann doch eine Mutter nicht! Seid ihr Satansgezücht, oder Boten der Höhe? Redet, Dämonen, damit auch der Mensch euch verstehe und nach eurem Willen tue!"

Völlig ermattet sinkt sie zusammen und flüstert nach langer Pause: „Der Doktor schreibt, die Frau sei reich und fromm und gut und sehe sich, meinem Kinde Mutter zu sein! — Aber dann soll ich dich nie mehr küssen?" Lena fährt jäh empor und breitet weit die Arme: „Im Wüstenbrand der Wanderer darbt nicht mehr nach Labung, als ich nach dir! Und soll dich niemals wiedersehen? Und lechze doch nach dir, wie der Blinde nach der Sonne! Und soll nicht nach dir fragen dürfen mein Lebenlang? Und mein Wesen ist ein Fragen nach dir vom steigenden Licht bis zur sinkenden Nacht. Mein Kind! Mein Dasein du! Du Blut von meinem Blute! Du Teil von mir!"

Dunkler bohren sich die Blicke in das ruhvolle Licht. Stöhnender wird das Atmen der jungen Brust, als liege das Leben in Zentnerlasten auf ihr.

„Und wenn ich es dennoch könnte?! O Mutter, Mutter, warum tatest du mir all dieses? Warum ist diese himmelweite Kluft zwischen dir und mir? Dieser furchtbare, alle Lebenshöchstheit verschlingende Abgrund? Und es wäre so kindereinfach, deucht mich, so leicht und natürlich gewesen!" — Lenas Worte haben ihren herzeschneidenden Klang verloren und sind müde und trübe geworden. Langsam rinnt eine Träne über ihre verhärmte Wange. Harte Erinnerungen stürmen auf sie ein. Ach, ob des schreckenvollen Tages, da sie hingeschlichen zur Mutter und demütig geflüstert: „Mutter, ich habe gefrevelt vorm Himmel und vor dir. Ich habe ihn lieb gehabt, so groß und sündig lieb. Nun will ein Kind kommen, das wird keinen Vater haben. Um des unschuldvollen Lebens willen, Mutter, erbarne dich unser!"

Aber die stolze Frau hat nicht Erbarmen gekannt und nicht Mitleid. Sie hat die Kniende mit dem Fuße fortgestoßen, fluchend der Stunde, die sie empfangen, fluchend der Stunde, die sie geboren, und ihr Urteil und ihr einziges Weggeleit sind die Worte gewesen: „Eine Dirne kenne ich nicht!"

Lena stöhnt gequält auf; ihre Glieder bäumen sich. Für ihre eine, große, einzige Liebe den Stempel des Dirnentums! Für ihre Hingabe von Seele und Leib den Blick in den Sündpfuhl der Verächtlichkeit. Völlig zusammengebrochen, eine Geschlängene und Verdamte, hat sie sich willenlos den harten Forderungen der Mutter gefügt, die der Wehrlosen bedeutet, das Haus zu verlassen: „Auf meinem Namen soll nicht öffentlicher Unflat liegen, schlimm genug, wenn der geheime daran fräß!" —

Lena wurde das kleine väterliche Erbe ausbezahlt, und unter dem Vorwand, daß sie ihre Malstudien vertiefter betreiben solle, mußte sie so rasch wie möglich ins Ausland ziehen.

Um des werdenden Lebens in ihrem Schoße willen hat sie sich in der fremden Stadt zur Stärke gezwungen, hat gegessen, getrunken wie andere. Und zuweilen ist auch eine Ahnung der wunderbaren Heiligkeit dieser Zeit wie fernes Osterglödengeläut durch ihre Seele gezogen. Aber es ist doch ein trostloses, elendes Warten gewesen. Mit vierundzwanzig Jahren ist das Leben jung, das Fühlen scharf und das Empfinden schneidend! Nicht Gatte und nicht Mutter, die ihr bestanden! Den Fremden eine Freinde, preisgegeben jeglichem Steinwurf.

Wieder ächzt Lena. Eine furchterliche Vogelfreiheit war es, durchgesetzt vom Fluche der Mutter, erfüllt von grausamer Angst vor der Gegenwart zischelnder Rohheit, getränkt von

der totbangen Furcht vor der Zukunft. Und dann die wilde Mutterpein und dann die Not des Scheidenmüssens von dem so heiß und qualvoll Erkämpften.

Lena umklammert in dumpfem Aufschluchzen den Stuhl und preßt vom neuem das Haupt an das harte Holz.

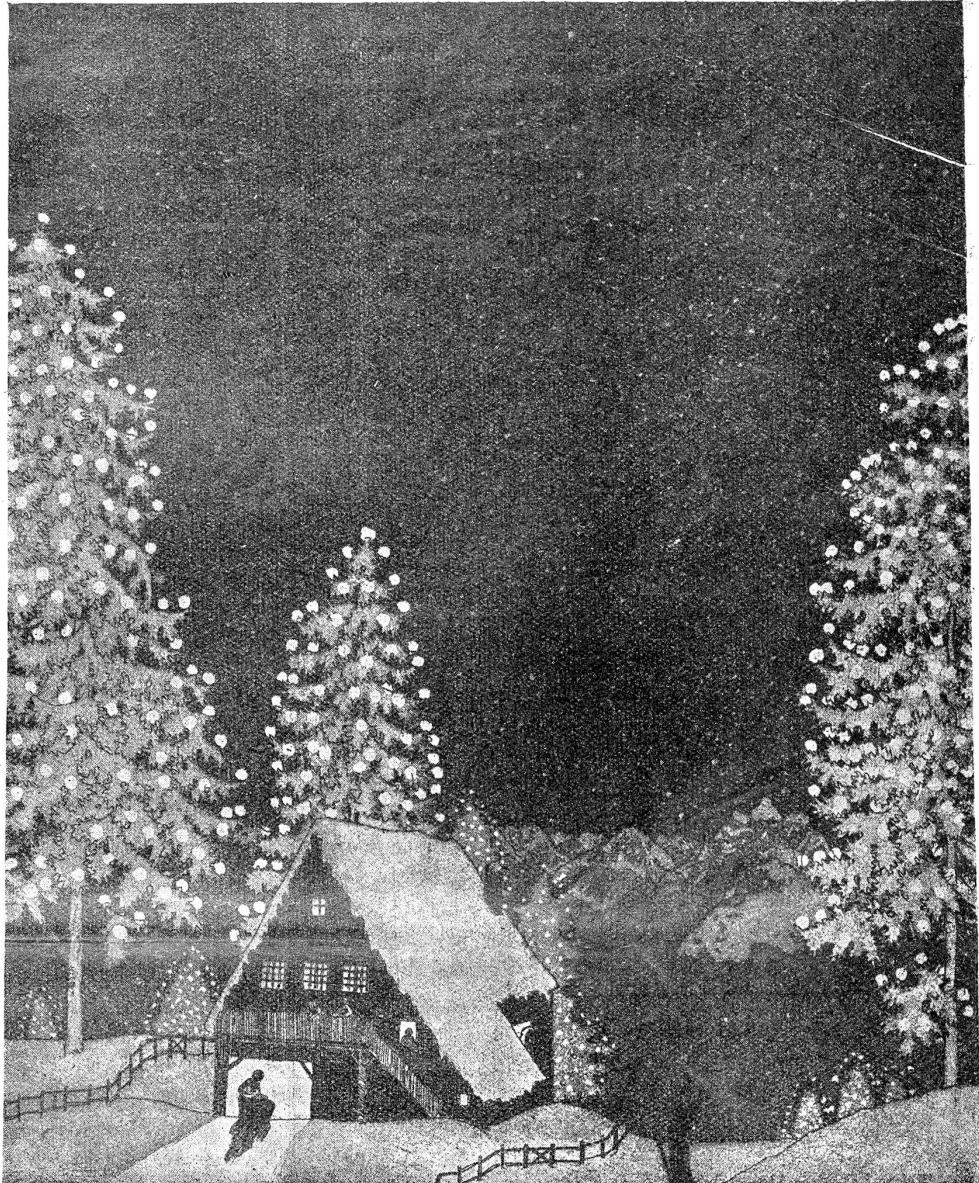
Das liebliche kleine Mädchen wurde durch Vermittlung des Arztes bei einem Postangestellten untergebracht, der mit seiner kinderlosen Frau in der Vorstadt wohnte. Dann ist Lena nach München gekommen, gewillt, in tapferem Rünnen ihre Fähigkeiten bis zum äußersten zu spannen, damit ihr Talent ihr und dem Kinde Brot gebe zum Leben zu zweien. Lena lacht hart und hohnvoll auf: ein herrlicher, sehr lustiger Erwerb, der Malererwerb! Er zerbröckelt allen Lebensglauben, er unterwöhlt alles Vertrauen, er ringt trotz allem verzweifeltem Wehren jegliche Kraft nieder und läßt den Menschen verhungern, verdursten und verkommen an Leib und Seele.

Wieder ringt sich aus des jungen Weibes Kehle das verßorte schreckliche Lachen. Alle Enttäuschungen recken sich vor ihr empor und blicken sie aus öden trostlosen Augen an. Langsam tastet ihre Hand nach dem Brief des Kunsthändlers, sie zerfetzt ihn in viele kleine Teile, zerrt zum Schluß die größeren Stückchen zu gleichmäßiger Kleinheit, schichtet alles bedächtig zu einem festen Häufchen zusammen, und legt sich alsdann mit ziemlicher Umständlichkeit ihr Schreibzeug zurccht. Eine kleine Zeit blickt sie mit heißen Augen zuander auf das Papier und schreibt dann in jagender Hast, als brenne ihre Hand auf dem kühlen Blatte, einige Zeilen.

Als sie fertig ist, sagt sie voll unendlicher Weichheit: „Kind, mein liebes, liebes Kind!“

Der November lagert in kalten Wolken über der Stadt und hält die frohe Schönheit ihrer Ufergestade in trübem Dunst. Die Sonne ist unter den grauen Decken nur durch ein fahlgelbes, langsam emporstrebendes Fleckchen sichtbar. Die Luft streicht schwer durch die Straßen. Alles Erkennbare ist fahl und schmutzig, und jedes hüllenden Schmuckes entkleidet. Durch die holprigen Straßen der Vorstadt, deren stilloße Häuserreihen mit ihren verschrobenen zwecklosen Zierraten grämlich in den häßlichen Vormittag starren, fährt eine Droschke. Wo rohe Weganlagen in die mit Schutt, Trümmern und dürrem Gestrüpp bedekten Gelände greifen und die weitere Ausdehnung der Stadt wenig verheizungsvoll andeuten, hält der Wagen vor einem der lehnen Häuser. Der Kutscher steigt schwerfällig von dem Bod, fährt sich mit den in rauhen Handschuhen steckenden Fäusten über den Bart, öffnet den Schlag und sagt: „Feldstraße zweifünfzig!“

Ein Herr von vornehmem Neubzern steigt zuerst aus. Er schlägt in der kalten Luft schnell den glänzenden Pelz über-



Rudolf Dürrwang, Neu-Münzenstein: Weihnachtslegende.
(Aus dem „D, mein Heimatland“-Kalender 1923. Verlag Dr. G. Grunau, Bern.)

einander und ist dann zwei Damen beim Aussteigen behilflich. Voll sorglicher Ritterlichkeit hebt er die ältere der beiden, eine schlanke, feingekleidete Frau vom Trittbrett, schaut in das sille Warten ihrer dunklen Augen und sagt liebenvoll: „So, Nora, da wären wir!“ Mit gemessenen Bewegungen reicht er darauf der jüngeren die Hand: „Darf ich bitten!“ Stimme und Haltung des Herrn sind kühl und förmlich; er verschluckt die weitere Anrede.

In dem Härtchen vor dem kleinen Hause stehen in den froststarren Erdschollen einige frierende, gelbe Chrysanthemen. Die sterbenden Blüten neigen sich müde zu dem glasigen, frostzerstörten Blattwerk des Strauches. Die Frauen schauen nachdenklich auf die traurigen Blumen und streifen sich dann mit raschen fragendem Blick. Es ist das Forchen zweier Seelen, die sich gegenseitig ergründen und in die verschwiegsten Tiefen schauen möchten.

Ein Seufzen weht mit weißlichem Hauch in die Luft. „Wie lange haben Sie das Kind nicht mehr gesehen?“ fragt jetzt die mit Nora angeredete Dame schüchtern.

„Die Kleine war sechs Wochen!“ entgegnet die andere leise.

„Und nun ist das Kind ein Jahr?“

„Ja!“ rückt die jüngere und wie sie das Staunen und Wundern im Antlitz der anderen sieht, fährt sie schwer und spröde fort: „Die Reise ist weit und teuer; es war mir nicht möglich; und — und —“ sie bricht hilflos ab.

Der Herr, der dem Kutscher die Weisung gegeben, zu warten, naht den Damen. Er reicht seiner Gattin den Arm und jede seiner Bewegungen ihr gegenüber hat etwas unendlich Behürendes; darauf treten alle drei in das kleine Haus.

In dem schmalen Flur sind verschiedene Türen, durch eine derselben klingt das Trällern einer Frauenstimme und eines Kindes helles Tauchzen.

Wieder senken sich die Blicke der Frauen in stummem Abwälgen hastig ineinander, und die jüngere im dunkeln Reiseanzug preßt die Hand auf das Herz. Gequält lösen sich ihre Augen los aus denen der schlanken Dame und heften sich angstvoll weit auf die Türe, hinter welcher das süße Singen erklingt. Nun trennt sie nur noch ein Schritt von ihrem Glück und ihrer Unseligkeit.

Der Herr klopft an.

Ein Bild von unsäglicher Lieblichkeit bietet sich den unwillkürlich an der Schwelle Zögernden dar. In dem sauberen Zimmer, vor einem mit weißen Mullgardinen behängten Fenster steht ein junges, blondes Weib, welches ein schönes Kind im Arme hält, zu dem es sich in zärtlich kicherndem Rosen niederbeugt. Das kleine Geschöpf schnellt auf und nieder in frohem Spiel und streckt die Händchen zappelnd und verlangend zu ihrem lächelnden Antlitz empor.

(Schluß folgt.)

Legende.

S'isch Wiehnachteb g'h — s'het lysli gschneit,
Wo üse Heiland über d'Verde geit.
Er loust im Dorf em chlynschte Hüssi zue —
S'isch still dert inn — Wo hei die Lüt no z'tue?
Dür ds Gängli u dür d'Chuchi liegt er gschwind,
Gäb er im Stübli vlecht öpper sind.
Dert liegt im Bett e bleiche, magere Ma
U liegt der Heiland schüüch u todmüed a.
Dä gseht: s'geit nümm lang, isch's mit ihm z'Aend.
Der Chrankig gspürt's u packt em Heiland d'Händ
U seit: „Du los, i weiß nid, wär de bisch,
S'isch glich — gang lue, dert gsehch es, hingerem Tisch
Im Tröglis ligt e Gyge, suech se, gäll...“
— Der Heiland geit u suecht u bringt se schnall —
„I bi nit fromm gsh wi die andere Lüt,
Ha nie rächt glost uf üses Chilcheglüt,
Ha gwärchel, g'orget, gläbt u nie viel gseit,
U geng im Tröglis mis Gygli nahetreit.
S'geit's zum Stärbe, niemmer fragt mer na,
Es ma mi, daß i so föll nidsi ga —
Du los — —“ er cha nümm rede, er isch z'müed,
Der Heiland weiß scho, was er möcht: Es Lied — —
Er strycht das Gygli — — o wie ärdeschön!
Wie d'Särne glizere die fyne Tön — —
S'isch grad, wie wenn ds' Heiweh im Gygli wär,
So singt's u chlagt's u hättet's zu üsem Heer.
Es chunnt ne sälber e Längizhti a,
So wie se dä Ma fir Läbtig gspürt muß ha.
Da saht's a lüchten i däm fyshtere Hus —
U ds Lied tönt lys u fromm u fälig us
Der Heiland drückt em Tote d'Duge zue
U seit: „S'isch's wohl verdienet, hääb jeß Rueh.“

Er geit u het das Għali mit sech għo
U isch dür Wald u Fäld u d'Värge ċho.

Dert het er's a-n-es Tannli ueche ta,

So fesch — lei Lust het's chönnen abeschla.

Hesch nie nüt għo, wenn's grusam lustet u schneit,

Daz d'säliche Tönlī dure Lärme geit,

Wo eine rüest u tröstet u zfride macht,

Daz d'ruejig wirst, wenn's chuttet i dr N'cht?

Gottl. Landolf.

Vo me ne Sonderbundsveteran.

Von Hans Bulliger.

(Schluß.)

No a sällem Abe han i vo re Trummle, wo der Find het la liege, nes Gill abħno u dermit minn wieder ume amacht. U du ham'mi bi minne Lüte għstellt u h' am Morge mit ne wnters, un es isħ emel għange, gob ds Müħxi heig mer għuret, wie-n-es welle het.

Meinid der, i hätt mer das la näh, mit i däm Lużjär nżieħi! Rid um ne Habersack voll Għalb! Das isħne Freyd u nes Züügi għi bi Uefne, i veräisses minn Läbtig nie! U no vor Neujahr sħi mer ume hei għi!

Weder der Fälldschär het doch es Bixeli rächt qha mit sħer Warna. Vo wäge die Schranne het u het nid welle zue ga, es het afa eiteren un alles Umschleeg machen u Verbinġe het nüt obtrage. Derzue han i uf der Heireis no der Chħaġħi u fgläse, daz me għenid het, es għi e rostqieg ħaġi ħall-ħalli, wenn i aġed ha. Es isħ aber ou so nes chalt-nasses Südelwätter għi, es het eim tħieb. d'Trummle müeb der Chħażer überħo, verschwunje de der Trummle.

I bi du zu Samihäxekħob, das isħi elo ne Töchterler osi, u dä het mer e Salbi għi. Un im Jänner achtewierzi isħi minn Schrannen emel ume vernarbet għi. Weder elo bhān es wott anger Wätter għi, fu tuet sie mer ume weh un i chönni meine, sie well mer umen u ufga. Da weħi me għaġġi lang vorħar, we's wott qho strübere, u drum isħi so ne Schrannen ou für oppis guet!

Die Seeländer, wo demm sħi bñi mer qsi. sħi no zue mer hejha. U der eift von ne het mer għejt, i chönni de zue-n-ihm qho nes Fekli. Wn reiħen un es soll mi fe Santine ħosħte, wär weħi, gob är iż-żejjid unger em Hārd lāq, we mir dennixx nħad wäri z'Sin qho, i salb Säustall nħen is ga z'verstede.

U wo-n-i du im Hustaren em Mässerschmied Gottliebu bi ga zfügle, un i ds Neuburverkiet ühere qho bi, han i ne Tat l-ġenner għażi u bi zu Neim z'Wnske. U mit eme Fekli voll hannej hejje fu fahre. Weder daz i de em Għstaad ha welle tħurs Ohmäldi zahle, m—m, elo mit em Mähsaf għħlaanen isħi Tħappovatnngħi nid qsi. Uf ds Fekli han i nes paar Burdinie Strou għleit, daz mes nħid elo qsej, u de han i druq qraħnet, am Ohmħusli verbiż-żsprunge, we der Schlagħboun nid qrad dunque sħi.

Da chunnt soll mi der Tüfel näh u sħar Sam Weesi ne Landjejer u hoxet mer uus. U wo-n-er neus in Strou a-spürkt, auslet er drinn ume, bis er ds Fekli het għej. Weder er het nüt wnters derqnejha ta. I ha qsinnet, o wetsħi, iż-żejjid de Schlarbäumeler nid ertrünne, lissi nixxu di der Landjejer. U das het mi qiegħlet, i hätt ne möge na ab em Wagen aħha schieke. We me ase der Wn veraħben überhunnt u ne sälber wott swiffen u wnters nüt dranne het, muexx de dñi no dñi cheihe Għstaad sħniex Chlööpe drinne ha! Nei, das isħi eisaf nħid rächt, u das isħi es!

Grad wo mer aħżeġ ds' Zollħus ħomme, aħ-żejjid, daz niemur um e Wāa isħi, u daz i fejn chönni durexvranje, we dñi Mhlonelandjejer ab wäri! I chħeġi mi hingeru u asej grad, wie-n-er Füür schlaħt u wott rouke, der Schwumm het grad afa rouħnejne.